

## Fallstudienbericht COSIMA: Entwicklung der Klimaschutzinitiativen

# Lebensraum Gänserndorf



**Michaela Leitner**

**Sabine Hielscher**

**Juni, 2016**

## **Inhaltsverzeichnis**

1. Methoden.....	1
2. Kurze Beschreibung der Initiative .....	2
3. Entwicklungsphasen der Initiative.....	4
4. Entwicklung und Stabilisierung der klimarelevanten Aktivitäten in den Bereichen .....	11
4.1 Wohnen und Energie .....	11
4.2 Ernährung .....	14
4.3 Mobilität.....	20
5. Zusammenfassung Herausforderungen und fördernde Faktoren.....	23

## Lebensraum Gänserndorf

### 1. Methoden

In diesen Fallstudienbericht wurden Informationen aus folgenden Quellen eingearbeitet: Homepage des Lebensraums, Vorab-Informationen von einem Bewohner des Lebensraums, eine umfangreiche Studie über das Cohousing-Projekt<sup>1</sup>, ein 1,5stündiges Interview vom 21.10.2015 mit Gründungsmitglied Irmgard Kravogel (IK), ein einstündiges Interview am 30.3.2016 mit einem Mitglied des Lebensraums, das regelmäßig am gemeinschaftlichen Kochen teilnimmt (L1) sowie im Rahmen des Analyseworkshops (AW) produzierte Flipcharts und Protokoll.

Am Analyseworkshop am 25.11.2015 nahmen, neben drei Personen vom Forschungsteam, insgesamt sieben Personen teil, fünf Männer und zwei Frauen. Sie leben alle, bis auf eine Person, die erst vor 3,5 Jahren eingezogen ist, schon seit den Anfängen bzw. seit über acht Jahren im Lebensraum. Da es im Lebensraum keine fixen Aufgabenbereiche gibt und sich „Neigungsgruppen“, wie es ein Teilnehmer ausdrückt, meist eher spontan und teilweise zeitlich begrenzt formieren, gibt es auch keine offiziellen Funktionen, die die TeilnehmerInnen einnehmen. Einige geben jedoch an in der Haustechnik-Gruppe mitzuarbeiten, manchmal Vereinssitzungen zu moderieren, die Bank- und Kassaführung für die Food-Coop zu übernehmen oder sich am Kochen zu beteiligen. Neben dem Architekten Helmut Deubner und Irmgard Kravogel war mit Thomas Diener auch eine Person anwesend, die sich im Rahmen der Initiative „Gemeinsam Bauen und Wohnen“ mit der Förderung von Cohousing-Projekten auseinander setzt.

In der Vorstellungsrunde des Workshops wurde deutlich, dass sich die Teilnehmenden im Ausmaß des gemeinschafts- und umweltbezogenen Engagements voneinander unterscheiden, wenn auch mehrere betonen, dass ihnen nachhaltiges Leben generell ein Anliegen sei. Das persönliche Engagement reicht von bewusstem Einkauf (etwa von biologisch produziertem Gemüse des benachbarten Hofs GELA Ochsenherz), Mülltrennung, Vermeiden von Energieverschwendungen, dem Fahren eines kleinen Autos, das auch verborgt wird bzw. dem Verzicht auf Autos, bis zur beruflichen Beschäftigung mit nachhaltigkeitsbezogenen Themen. Es werden jedoch auch Hindernisse geschildert: So meinte eine der zwei weiblichen Teilnehmerinnen, dass sie als Alleinerzieherin nur wenig Zeit für gemeinschaftliche Aktivitäten wie Vereinssitzungen habe.

---

<sup>1</sup> Millonig, E., Deubner, H., Brugger, E., Kreyer, I. und Matosic, T. (2010 ): „Studie am Beispiel des Projektes ‚Lebensraum‘ zur Erhebung des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Nutzens der Wohnform ‚Cohousing‘ für das Land Niederösterreich.“ ARGE Brugger/Matosic GesbR.

## 2. Kurze Beschreibung der Initiative

Das ökologisch orientierte Cohousing-Projekt „Lebensraum Gänserndorf“ gibt es seit 2005 (die Gründung des Vereins erfolgte offiziell 2001) und ist somit das älteste Cohousing-Projekt in Österreich. Gänserndorf in Niederösterreich liegt etwa 20 km nordöstlich von Wien. Derzeit besteht es aus ca. 50 Erwachsenen und 33 Kindern (Stand: 2012) und weist eine Grundfläche von 17.000 m<sup>2</sup> sowie 32 Wohneinheiten zwischen 55 und 90 m<sup>2</sup> auf, die zwischen 700 bis 1000 Euro pro Monat kosten (warm). Weiters gibt es einen 200 m<sup>2</sup> großen Gemeinschaftsraum, eine Waschküche, eine Gemeinschaftsküche, einen 2 ha großen Garten mit 1000 m<sup>2</sup> großem Gemüsegarten, Hühnerstall, Streuobstwiese, Beachvolleyballfeld, Bolzplatz, Kinderspielplatz, Festbühne, Fußballplatz, Freibad und Meditationsgärtchen.

Der Lebensraum „verbindet ökologisches Wohnen im Grünen mit gelebter Nachbarschaft“ (Homepage). Leitbilder des Lebensraums sind die Verbindung von Individualität und Gemeinschaftsleben, die Offenheit für Vielfalt, die Förderung eines nachhaltigen Lebensstils und lebenslanges Lernen (Genauere Infos s.: <http://www.derlebensraum.com/wohnen/leitbild.html>). In den Bereichen Wohnen/Energie, Ernährung und Mobilität wurden verschiedene umwelt- und klimaschutzrelevante Maßnahmen verwirklicht.

Die BewohnerInnen sind größtenteils Mitglieder des Vereins Lebensraum, welcher das Grundstück gekauft hat. Sie sind in Arbeitsgruppen organisiert, die sich jedoch bedarfsbezogen immer wieder verändern. Die Genossenschaft NÖSTA erwarb das Baurecht auf dem Grundstück und ist Eigentümerin der Anlage. Bis auf die Wohnbauförderung des Landes Niederösterreich wurden keine anderen Förderungen in Anspruch genommen.

Für die Gründung wichtige Personen sind Helmut Deubner und Irmgard Kravogel, die auch die einzigen Mitglieder der ursprünglichen Gründungsgruppe sind, die bis heute im Lebensraum wohnen. Helmut Deubner ist der Initiator und Architekt, der schon davor in Gänserndorf lebte und Leiter des Wiener Instituts für Baubiologie und Ökologie war. Er plante bereits in den 1980er Jahren die benachbarte Siedlung Gärtnerhof. Irmgard Kravogel lebte einige Zeit in Brasilien in einer Selbstversorgerkommune und hat die Entwicklung des Lebensraums von Anfang an miterlebt und -gestaltet. Sie war in den ersten 4 Jahren (bis zur Schlüsselübergabe) Obfrau des Vereins und wird als „Urgestein“ und „Mutmacherin“ (AW) bezeichnet.

Der Lebensraum ist auf unterschiedliche Weisen mit der „Außenwelt“ vernetzt. Auf informeller Ebene gibt es viele Vernetzungen zwischen einzelnen Mitgliedern des Lebensraums mit anderen Cohousing-Projekten. Weiters wurde schon zwei Mal im Lebensraum das Austrotopia-Festival organisiert, das der Vernetzung gemeinschaftlicher Wohnprojekte dient. Durch seinen Status als Cohousing-Pionierprojekt in Österreich hatte und hat der Lebensraum einen wichtigen Einfluss auf neuere Projekte dieser Art und zeigt deshalb auch eine relativ starke Medienpräsenz. Außerdem des Lebensraums engagieren sich BewohnerInnen derzeit in Flüchtlingsprojekten in der

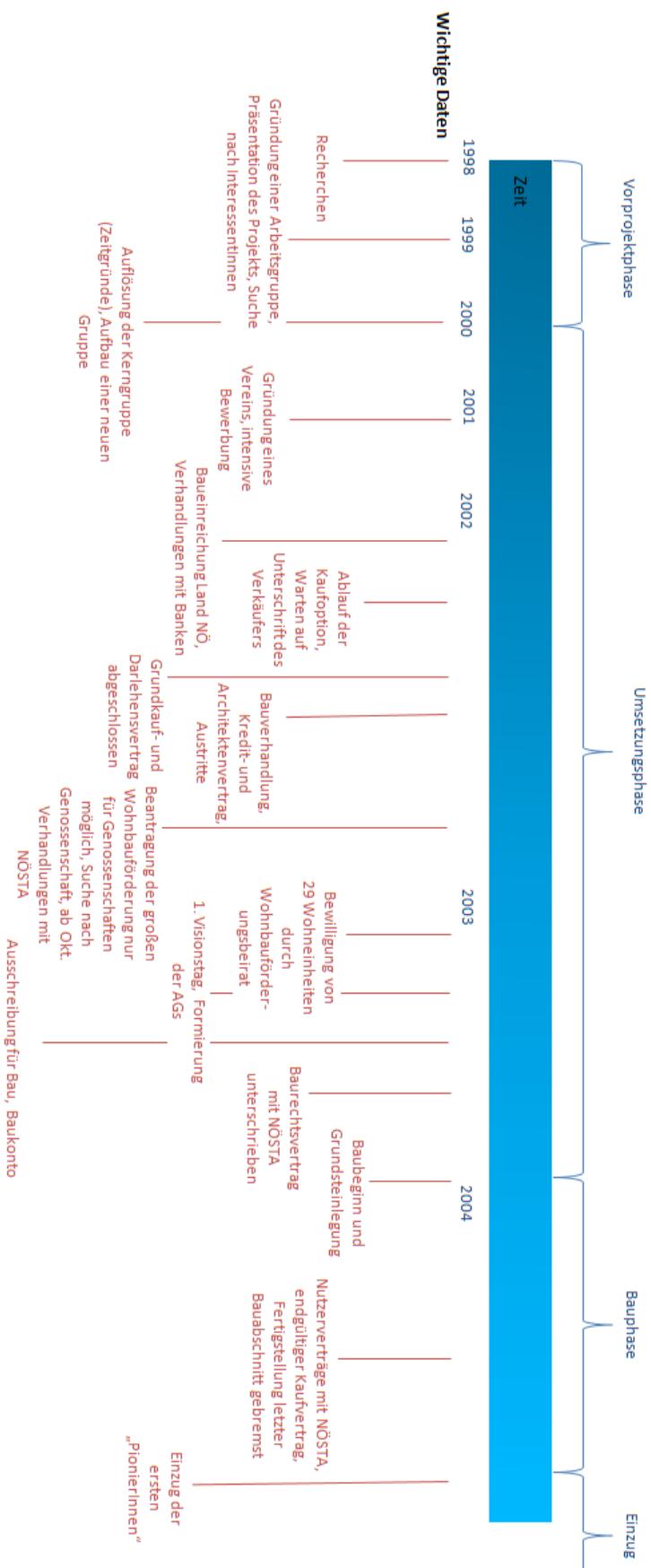
Umgebung (Traiskirchen, Stollhofen, wo es Unterkünfte für Flüchtlinge gibt). Von Seiten der Gemeinde gab es bisher wenig Interesse an einer Kooperation. So wurde vor allem anfangs aus ideologischen, aber auch finanziellen Gründen dem Lebensraum und der benachbarten Öko-Siedlung kritisch begegnet, da zweite aufgrund der Selbstorganisation in diesen Bereichen keine Müll-, Wasser-, Kanalgebühr zahlt. Das Verhältnis zwischen Gemeinde und Ökodorf könnte sich mit dem neuen jungen Bürgermeister und der grünen Vizebürgermeistern in Gänserndorf in nächster Zukunft aber verbessern.

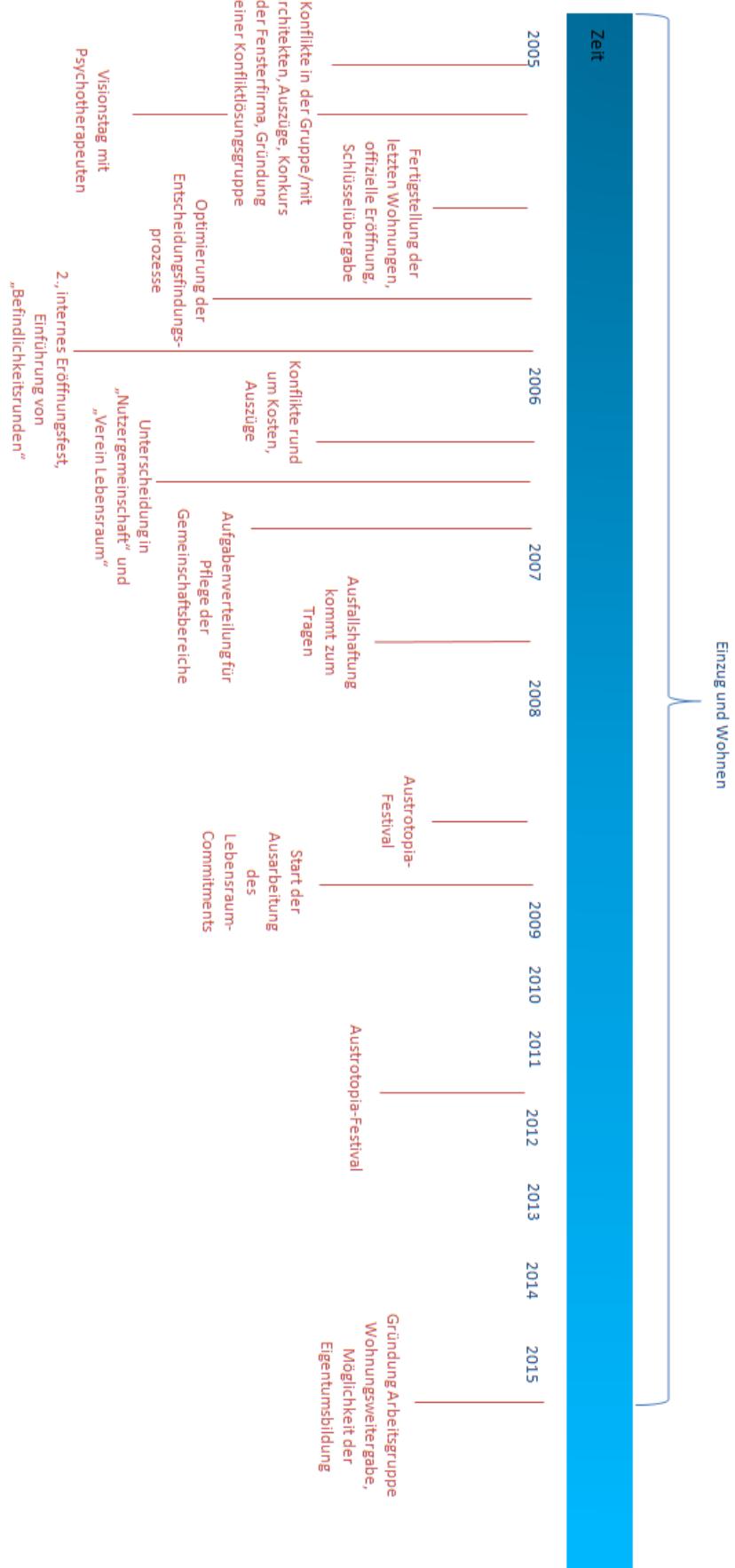
#### **BOX 1: Bilden & lernen: Vernetzungen gemeinschaftlicher Wohnprojekte**

Das Cohousing-Projekt Lebensraum ist zwar das älteste Projekt in Österreich, aber mittlerweile nicht das Einzige. Es gibt einen regen Austausch zwischen diesen Projekten, bei dem über mögliche Interventionen in Alltagspraktiken und über alternative Praktiken diskutiert wird: Dominante gesellschaftliche Alltagpraktiken (z.B. Auto fahren) werden umgeformt (Re-crafting z.B. informelles Car-Sharing) oder ersetzt durch andere Praktiken (Substituting z.B. Fahrrad fahren). Ebenso kann die Verflechtung mehrerer Alltagspraktiken umgestaltet werden, damit umweltbelastende Praktiken (z.B. Auto fahren) vermieden werden (Interlocking z.B. Einrichtung von Freizeitaktivitäten im Dorf). Beim Austausch mit anderen Projekten geht es auch um die Organisation gemeinschaftlichen Wohnens (z.B. Entscheidungsfindung, Gemeinschaftsarbeit, Kochen...) bzw. darum planerische/bauliche Kompetenzen auszutauschen.

### 3. Entwicklungsphasen der Initiative

#### Timeline





Die in der Grafik dargestellten Phasen und Meilensteine wurden so in Millonig et al. (2010) sowie von IK beschrieben und im Analyseworkshop bestätigt. Kritisch wurde dazu im Analyseworkshop jedoch angemerkt, dass für die Entwicklung der Gemeinschaft im Lebensraum die Einführung ganz konkreter gemeinschaftlicher Aktivitäten entscheidender waren als die aufgelisteten eher organisationsentwicklungsbezogenen Meilensteine. So waren für mehrere Interviewte die Gründung der Kochgruppe und der Food-Coop sowie die Organisation der Waschküche für die Entwicklung der Gemeinschaft wichtig (s. Kap. 4). Von einem Workshopteilnehmer wurden auch die gemeinsame Errichtung des Volleyballplatzes und die Gründung der Kinogruppe als Meilensteine erwähnt.

## Zentrale Entwicklungsschritte

Die **Vorprojektphase** (bis 2000) war von unterschiedlichen Schwierigkeiten finanzieller, rechtlicher und gruppendifferenzialischer Art geprägt, was z.T. auch daran lag, dass der Lebensraum ein Pionierprojekt in Österreich darstellte und „Anfängerfehler“ unvermeidlich waren. Anfangs war es schwer ein leistbares **Grundstück** mit guter Verkehrsanbindung zu finden. Es wurde schließlich entschieden, das nahe dem Gärtnershof Ochsenherz gelegene Grundstück zu erwerben, da so Synergien genutzt werden konnten. Das „Manko“ des Lebensraums aus Sicht vieler BewohnerInnen, nämlich die schlechte **öffentliche Anbindung** (der Bahnhof ist 3,5 km entfernt), das auch Auswirkungen auf das Mobilitätsverhalten hat, war also schon zu Beginn ein Thema. Im Analyseworkshop wird erwähnt, dass Grundstücke mit guter öffentlicher Verkehrsanbindung meist zu teuer seien. Doch auch der Wunsch nach dem Leben im Grünen, ohne „ständig auf die Kinder aufzupassen“ zu müssen, war für einen Teilnehmer eine Motivation dort hin zu ziehen.

### BOX 2: Anfangsphasen & Alltagspraktiken

Mit den ersten Überlegungen in der Anfangsphase und dem Kauf des Grundstücks: „Wo und wie soll gebaut werden? Wie soll unser Dorf angelegt sein? Wie wollen wir zusammenleben?“ werden viele materielle Grundlagen und damit verbundene Bedeutungen für Alltagspraktiken festgelegt. Wie die Häuser gebaut werden und welcher Standort gewählt wird, hat einen Einfluss auf Aktivitäten des Wohnens, der Ernährung und der Mobilität. In dieser Phase wird abgewogen, ob man lieber in einer Gegend mit einer guten öffentlichen Verkehrsanbindung lebt oder im Grünen mit Bewegungsspielraum für die Kinder. Es werden einzelne Verbindungen zwischen Alltagspraktiken (z.B. Bauen & Heizen) bewusst hergestellt oder in Kauf genommen (z.B. Pendeln zur Arbeit und Kinderaufsicht). Anstatt Alltagspraktiken umzuformen, kommt es hier zum Teil zu einer aktiven Verknüpfung von Praktiken (z.B. Crafting of Bundles). In dieser Phase können äußere finanzielle, rechtliche und innere gruppendifferenzialische Schwierigkeiten die Entwicklung des Projektes stark beeinflussen.

In der **Umsetzungsphase** (2000-2005) kam es im Jahr 2000 zu einer Auflösung der Kerngruppe (nur mehr zwei aus dieser Gruppe von acht Personen wohnen nun im Projekt), auch 2002 gab es laufend Austritte. Gründe waren hier v.a. zeitliche Verzögerungen, aber auch private Gründe. Schwierig war in dieser Phase auch die Mitgliedersuche, da vor der Realisierung des Projekts

viele Fragen nicht genau beantwortet werden konnten (heute hätten sie laut IK hingegen „10 Jahre zum Herzeigen“ und man könne „Sicherheit vermitteln“).

Die nächste Hürde betraf die **Einreichung der großen Wohnbauförderung** beim Land Niederösterreich 2002/2003, die früher auch für Vereine zugänglich war, nun aber nicht mehr. Der Wunsch, das Projekt völlig selbst zu verwalten, konnte also aufgrund dieser rechtlichen Bestimmungen nicht realisiert werden. Außerdem wurden der schon ausgearbeitete Finanzierungsplan, Verträge sowie der Zeitplan hinfällig. Der Erhalt der Wohnbauförderung war eine Bedingung für die Realisierung des Projekts, da die Wohnungen sonst für die meisten BewohnerInnen nicht leistbar gewesen wären. Daher musste eine Genossenschaft gefunden werden, die die Bauträgerschaft übernimmt.



Abbildung 1: Blick vom Rodelhügel (Credits: Michaela Leitner)

Mit der gemeinnützigen GmbH **NÖSTA** konnte die Wohnbauförderung beantragt werden (2003). NÖSTA erwarb das Baurecht auf dem Grund, der Verein den Grund selbst. Es gibt einen Darlehensvertrag zwischen den MieterInnen und dem Verein. Die Wohnung wird durch Rückzahlung des Darlehens gemietet. Aus ursprünglichen EigentümerInnen wurden somit MieterInnen. NÖSTA übernahm die Bauträgerschaft, die Betreuung, Vertragserstellung und die Kontoführung des Projekts. Die Übernahme von teilweiser Verantwortung durch die NÖSTA wird ambivalent gesehen (auch in Millonig et al. (2010) wird diese von den Befragten zur Hälfte positiv und negativ beurteilt). Zum einen ergeben sich daraus Vorteile: Mehrwertsteuerbefreiung, Zinsbegünstigungen für Zwischenkredite, Übernahme von Risiken und Mangel an Liquidität durch den Bauträger, Ermöglichung des Zugangs zur Wohnbauförderung und der Vermietung (keine Eigentumsbildung nötig) und aus Sicht eines Teilnehmers am AW eine Entlastung der BewohnerInnen, insbesondere in der Anfangsphase. Es werden jedoch auch verschiedene Nachteile genannt: so sei die Kooperation mit einem gemeinschaftlichen Wohnprojekt Neuland für die NÖSTA gewesen, die Übernahme der Ausfallshaftung (der/die ausziehende MieterIn haftet für nicht vermietete Wohnungen – dies war v.a. am Anfang, als es noch schwer war, NachmieterInnen zu finden, ein Prob-

lem) wurde als belastend erlebt, die Kosten für die Genossenschaft als zu hoch empfunden und die Hemmschwelle des Rückzugs aus dem Projekt sei durch die Möglichkeit der Miete der Wohnungen gesunken. Workshopteilnehmer erwähnen, dass durch den Einstieg der NÖSTA eine „Verantwortungsdiffusion“ entstanden sei, die Selbstorganisation der BewohnerInnen untereinander „blockiert“ und zu einer „Mietermentalität“ geführt habe, während die NÖSTA eine „richterliche Instanz“ geworden sei. Selbstorganisation sei dennoch schon rein aus finanziellen Gründen oft nötig gewesen. Die Frage des Eigentums wird sich in nächster Zukunft bald wieder stellen, da es nun, 2016, möglich sein wird, die Wohnung zu kaufen (Miet-Kauf-Variante der niederösterreichischen Wohnbauförderung). Je nachdem, wie viele BewohnerInnen sich für den Kauf entscheiden, könne die Selbstverwaltung neu organisiert werden. Es werden im Workshop jedoch auch die hohen Kosten (insbesondere für junge Menschen) des Eigentumserwerbs und die Auswirkungen auf die soziale Struktur des Projekts kritisch erwähnt (s. Kap. 5 in Bezug auf andere Eigentumsmodelle).

Kurz vor und nach dem **Einzug 2004/2005** gab es eine Reihe **rechtlicher und finanzieller Unklarheiten und Probleme** in Bezug auf eine Veränderung von Bau- und Wohnungskosten, die Vereinsgelder und Mietrücklagen sowie Kommunikationsprobleme mit dem Architekten und dem Bauleiter. Diese Konflikte spitzten sich kurz vor und nach dem Einzug zu, was auch eine Mediation und die Gründung einer Konfliktlösungsgruppe nötig machte. Anfang 2006 gab es weiters unvorhergesehene Kostenerhöhungen bzw. Zusatzzahlungen. In dieser Phase gab es viel Kommunikationsbedarf und auch Auszüge mehrerer Parteien. 2006 gab es zusätzlich Austritte von BewohnerInnen aus dem Verein (ohne auszuziehen), was zu einer Trennung zwischen der „Nutzergemeinschaft“ und dem „Verein Lebensraum“ führte (s. die genauere Beschreibung dieser Herausforderungen in Kap. 5).



Abbildung 2: Gemeinschafts- und Essbereich und Wohnbereich (Credits: Michaela Leitner)

Das **gemeinschaftliche Zusammenleben und -arbeiten** wird über verschiedene „Institutionen“ organisiert, die sich im Laufe der Zeit verändert haben. Die Arbeitsgruppen waren vor allem in der Einzugsphase aktiv, da es hier um die Einrichtung und Gestaltung der Gemeinschafts-

flächen ging. Da diese Arbeit nun erledigt sei, gebe es aktuell nur noch wenige Arbeitsgruppen bzw. gründen sich spontan welche, wenn von genügend BewohnerInnen eine neue Idee aufgegriffen wird (dies passiert in einem dreistufigen Prozess). Einmal im Monat findet ein Plenum statt. Aktuell gibt es die AG Haustechnik (Wartung des Ofens, Überprüfung der Funktionsweise der elektrischen Geräte und der Lüftung; die NÖSTA übernimmt Reparaturen, die Gruppe die Wartung), die Kinder- und die Grünraumgruppe (anlassbezogene Treffen), eine AG, die sich mit dem bald anstehenden Eigentumserwerb befasst, eine AG, die die Wohnungsweitergabe organisiert sowie die Kochgruppe. Außerdem gibt es Aktionstage (4-6 Mal pro Jahr für 8 Stunden), an denen anfallende Arbeiten durch alle Mitglieder zu erledigen sind. Es gibt außerdem einen 2009/2010 ausgearbeiteten Vertrag über das Mindestengagement mit BewohnerInnen: dieses besteht aus der Teilnahme an Aktionstagen, 10 Stunden Arbeit pro Monat zur Siedlungserhaltung/Pflege/Hauswartung und der Erledigung von 1-3 Sonderaufgaben über das Jahr verteilt. Weiters fanden im Projekt seit 2003 immer wieder „Visionstage“ statt, an denen alle BewohnerInnen teilnehmen können und grundsätzliche Punkte des gemeinschaftlichen Zusammenlebens geklärt werden (in der Timeline ist nur der erste Visionstag sowie der Visionstag mit einem Psychotherapeuten in einer konfliktreichen Phase verzeichnet).

### **BOX 3: Alltagspraktiken des gemeinsamen Lebens?**

In Cohousing-Projekten und Ökodörfern beeinflusst das gemeinsame Leben nicht nur bestimmte Alltagspraktiken (z.B. gemeinsames Kochen) sondern wird selbst Teil von Aktivitäten des Alltags (z.B. Arbeiten in Arbeitsgruppen). Diese Praktiken bestehen aus verschiedenen Elementen: Bedeutung (z.B. intakte Beziehungen leben & Engagement in der Gemeinschaft); Kompetenzen (z.B. Finden von Kompromissen, Kochen für große Gruppen); Material & Infrastruktur (z.B. gemeinschaftliche Küche). Entscheidungsprozesse und Organisationsformen spielen bei diesen Praktiken eine große Rolle, da durch sie das gemeinsame Leben diskutiert und ausgehandelt wird. Hier kommt es auch zu kollektiv entschiedenen Regulierungen mancher Alltagspraktiken (z.B. vegetarisches gemeinschaftliches Kochen) und zur Einführung von Praktiken, die das gemeinsame Leben organisieren und fördern sollen (z.B. Abrechnungssystem des gemeinschaftlichen Kochens).

Bezüglich des Einbringens in die Gemeinschaft nehmen BewohnerInnen im Projekt „Wellenbewegungen“ von stärkerem Rückzug und Engagement wahr, die laut IK mit verschiedenen Faktoren wie der Jahreszeit und beruflichem oder familiären Engagement zusammenhängen. Ein Workshopteilnehmer meint, dass es aber „immer ausreichend große Gegentendenzen von engagierten Leuten“ gebe, „die sich zusammenschließen und was tun“. Außerdem sei gegenseitige Abhängigkeit ein wichtiger stabilisierender Faktor für das Gemeinschaftsleben, etwa beim Kochen, bei der Food-Coop oder beim Carsharing: „Also je mehr wir voneinander abhängen, desto eher muss man schauen, dass man in einer intakten Beziehung mit den Anderen ist“ (AW). Generell wird im Workshop angemerkt, dass die Umsetzung von Ideen schwer plan-, vorherseh- und steuerbar sei und es oft unklar sei, ob sie realisierbar sind. Der „Boden“ müsse nach IK „reif sein“ für die Umsetzung von Ideen (s. dazu Genaueres in Kap. 4 und 5).

Im Workshop wurden verschiedene **Zukunftswünsche bzw. Projektideen** genannt: das Anlegen eines Biotops, die Installation einer Photovoltaikanlage, die bessere Anbindung an den öffentlichen Verkehr (z.B. durch Fahrradwege, s. Bereich Mobilität), das Schließen der Rohstoffkreisläufe, die bessere Abfallvermeidung, die Umsetzung eines Projekts mit Schulen sowie die Messung des ökologischen Fußabdrucks und sich auf Basis dieser Daten Ziele zu setzen.

## 4. Entwicklung und Stabilisierung der klimarelevanten Aktivitäten in den Bereichen

### 4.1 Wohnen und Energie

Im Bereich Wohnen/Energie wurden im Rahmen des Lebensraums folgende Maßnahmen umgesetzt:

- Bau eines Niedrigstenergiehauses (Wärmedämmung mit hoher Dämmstärke, 3fach-Verglasung, kontrollierte Wohnraumbelüftung)
- thermische Solaranlage für Warmwasser
- zweiter Wasserkreislauf für Regenwasser, das für die WC-Spülung, für Waschmaschinen und Gartenbewässerung verwendet wird (Regenwasser wird von den Dachflächen in eine Zisterne geleitet)
- Waschküche (mit Solarenergie und Regenwasser betrieben)
- Verwendung nur eines Speichers bei der Warmwasserpufferspeicherung für drei Wohneinheiten (dies führt zu einer Ressourceneinsparung, da üblicherweise ein Speicher pro Wohneinheit verwendet wird)
- Bau und Betrieb eines Windrades
- Bezug von Ökostrom (individueller Umstieg)
- Installation einer Pelletheizung
- Verwendung ökologischer Baumaterialien



Abbildung 3: Wohnhäuser (links), Windrad (Credits: Michaela Leitner) und Bau des Windrads (Credits: Thomas Diener)

Ein wichtiger beeinflussender Faktor bei der Umsetzung ökologischer Maßnahmen im Bereich des Wohnens war die **Wohnbauförderung**. Das Projekt wurde beim Bau „auf die höchste Stufe“ der Wohnbauförderung „abgestimmt“ (AW), um auch die höchstmögliche Förderung zu erhalten. Diese höchste Stufe umfasste damals jedoch nicht die Errichtung der Siedlung im Passivhausstandard – für die Errichtung der Siedlung im ursprünglich anvisierten Passivhausstandard konnte also nicht mehr Förderung bezogen werden als für die Errichtung im Niedrigstenergie-Standard. Inzwischen habe sich die Wohnbauförderung hier aber verändert. Im AW wird dazu jedoch angemerkt, dass die Wohneinheiten selbst sehr wohl dem Passivhausstandard entsprechen würden, in Kombination mit den Gemeinschaftsräumen werde dieser jedoch nicht erreicht.

Neben der Energieeffizienz wurde auch auf **ökologische Baumaterialien** geachtet. So wurden ausschließlich natürliche Materialien genutzt: Holz, Glas, Lehm und Hanf. Auch hier waren die ursprünglichen Vorstellungen sehr ambitioniert, so gab es im Projekt auch „Hardliner, denen man es nie gut genug machen konnte“ (AW). Diese Vorstellung stellten sich aber als nicht umsetzbar heraus: manche natürliche Materialien seien nicht widerstandsfähig genug gewesen. Diesbezügliche „Diskussionen“ hätten teilweise über drei Jahre gedauert. Einige dieser „Hardliner“ sind nun nicht mehr im Projekt (es wurde nicht erwähnt, ob diese Diskussionen auch Auszugsgründe waren). Trotz der notwendigen Kompromisse ist der Bau als innovativ zu beschreiben. Darüber hinaus wurde auch architektonisches Neuland betreten: die Kombination von Holzbau und Technik war damals noch nicht so weit entwickelt. Die daher existierenden Wissenslücken führten auch dazu, dass das Holzfundament saniert werden musste (die entstandenen Kosten wurden z.T. über die Versicherung abgedeckt).

Die **Pelletheizung** brachte ebenfalls Anfangsschwierigkeiten mit sich: In manchen Wohnungen war eine Nachrüstung nötig, da sie nicht genug Wärme produzierte. Bis sie einwandfrei funktionierte, dauerte es etwa drei Jahre. Auch dieses System sei „extrem komplex“ und „pionierhaft“ gewesen, v.a. bezüglich des Zusammenspiels der technischen Bauteile. Der Fortschritt der Technik führte auch zu einer Erneuerung des Ofens, da die Pellettechnik heute viel kompakter sei als vor 15 Jahren. Diese Adaptierung war aufwändig und hat „emotional wohl einige Wellen geschlagen“ (AW).

Die innovative Bauweise erforderte spezifische **Kompetenzen**, die nicht immer vorhanden waren. So gab es in Bezug auf die Bedienung der Pelletheizung das Problem, dass auch die ServicetechnikerInnen die Anlagen nicht kannten. Es war daher notwendig, dass sich die BewohnerInnen für die Wartung nötiges Wissen im Laufe der Zeit selbst aneignen. Wichtig war hier auch die Fluktuation der BewohnerInnen: neu Zuziehende brachten immer wieder neue Kompetenzen in den Lebensraum, andere gingen durch Auszug verloren. Über viele Jahre war jedoch der Architekt derjenige, bei dem „das ganze Feedback zusammengelaufen“ ist, was „nicht immer leicht“

für ihn gewesen sei. Inzwischen sei das Wissen „gewachsen“ und „reicher und bunter“ geworden.

#### BOX 4: Eindimensionale oder multidimensionale Umformungen von Alltagspraktiken?

Oftmals kommt es zu multidimensionalen Umformungen (Veränderung von drei Elementen: Material, Bedeutung und Kompetenzen) von dominanten gesellschaftlichen Alltagspraktiken im Cohousing-Projekt. Beim Bauen basiert die Umformung der Praktiken auf einer Veränderung des Materials (z.B. Wärmedämmung, Solarenergie), der Bedeutung (z.B. Niedrigstenenergiehausstandard) und Kompetenzen (z.B. Wartung der Häuser und Technologien). Trotz dieser multidimensionalen Veränderung des Bauens werden Alltagspraktiken, wie z.B. das Heizen, eher eindimensional betrachtet (i.e. technische Lösungen werden eingeführt). Inwiefern sich Alltagspraktiken innerhalb der Wohnungen durch das Leben im Projekt verändern, ist unklar. Dafür kommen für manche BewohnerInnen neue Aktivitäten im Alltag durch die Planung, den Bau und die Wartung der infrastrukturellen Strukturen im Projekt mit dazu, etwas die Herstellung von Strom. Solche Aktivitäten gehören oftmals nicht zu dominanten gesellschaftlichen Alltagspraktiken, da das Projekt Verantwortung für manche Strukturen (z.B. Herstellung von Energie) übernimmt, die für viele Menschen nicht Teil des Alltagslebens sind. Teilweise können Cohousing-Projekte oder Ökodörfer aber als Vorläufer für Trends angesehen werden, die auch gesamtgesellschaftlich an Bedeutung gewinnen (Wandel von KonsumentInnen zu ProsumentInnen).

Die energieeffiziente **Waschküche** wird aus Sicht von IK inzwischen von allen BewohnerInnen genutzt. Anfangs wurden die alten Waschmaschinen noch in die neue Wohnung mitgenommen, mit der Aussortierung der alten Maschinen wurde aber zunehmend auf die Waschküche umgestiegen. Das einfache Abrechnungssystem der Waschküche ist das Ergebnis eines jahrelangen Ausprobierens. Laut einem Workshopteilnehmer haben „irgendwann auch die letzten eingesehen, dass das Erbsenzählen nicht wahnsinnig viel bringt“.

#### BOX 5: Waschküche: Multidimensionale Umformung der Alltagspraktik

Es gibt Gemeinschaftswaschmaschinen, die mit Solarenergie angetrieben werden und in denen die Wäsche mit Regenwasser gewaschen wird (i.e. materielle Veränderungen). Es müssen Abrechnungssysteme erfunden werden, damit es zum gerechten und organisierten Gebrauch der Maschinen kommt (i.e. neue Praktiken des Alltags). Das Ausmaß und die Art des Waschens der Wäsche wird eher nicht in Frage gestellt, sondern eher der individuelle Besitz von Waschmaschinen bzw. die Herkunft des Stroms und des Wassers für den Betrieb der Waschmaschinen. Möglichkeiten, wie die Wäsche häufiger zu lüften und nicht zu waschen werden nicht angesprochen (Ersatz bzw. Substituting von Praktiken: Lüften statt Waschen), aber vielleicht individuell praktiziert.

Das Windrad wird im Workshop vor allem als „Hobby“ bezeichnet, es produziert auch nur 400 Watt. Es sei eher darum gegangen „herauszufinden, wie man so etwas angehen könnte“. Laut einem Workshopteilnehmer habe es eine „symptomatische Entstehungsgeschichte“, die illustriere, wie im Lebensraum Projekte entstehen und umgesetzt werden: wenn jemand „Energieüberschuss“ habe, entstehe etwas (dies ist ein Zitat der Cohousing-Expertin Diana Leafe Christian, die im Rahmen des Austrotopia-Festivals zu Besuch war). Dies gelte für die Entstehung des Windrades, aber auch der Kochgruppe und der Werkstatt (in einer Jurte). Ursprünglich hatte ein Bewohner die Idee dazu, empfand die Ausführung aber als zu umständlich. Als dann ein anderes Lebensraum-Mitglied auch Interesse bekundete und diesbezügliche Recherchen anstellte, wurde

ein Workshop abgehalten, im Rahmen dessen das Windrad gebaut wurde. Obwohl am Workshop nur 4-5 Personen teilnahmen, konnte die Idee umgesetzt werden. Diese Umsetzungsart zeigt sich auch bei anderen Projekten: beim Neubau des Ofens und der Werkstatt habe ebenso ein Workshop stattgefunden.

## 4.2 Ernährung

Im Bereich Wohnen/Energie wurden im Lebensraum folgende Maßnahmen umgesetzt:

- Gemeinsames Kochen (vegetarisch, bio)
- Individuelle Parzellen für Gemüseanbau
- Streuobstwiese
- Hühnerstall
- Gemüselieferungen von GELA Ochsenherz
- Food-Coop
- Brotbacken (eingestellt)
- Laufenten



Abbildung 4: Küche und Essbereich und Hühnerstall (Credits: Michaela Leitner)

Die erfolgreichsten und umfassendsten Aktivitäten im Bereich der Ernährung sind das gemeinschaftliche Kochen, die Food-Coop und der Hühnerstall.

Beim **gemeinschaftlichen Kochen** waren, wie das auch bei anderen Projekten des Lebensraums der Fall war, „Einschleifprozesse“ und Adaptionen notwendig, um es erfolgreich kollektiv zu organisieren: anfangs wurde nur sehr unregelmäßig gekocht, da die Vorstellung existierte besonders gut und aufwändig kochen zu müssen. Daher waren (etwa von Leuten, die nicht so gut kochen können) mit dem gemeinschaftlichen Kochen Ängste verbunden. Außerdem konnte es schwer in den Alltag, vor allem nicht unter der Woche, integriert werden. Daher fand es eher in der Form von „Themenkochabenden“ statt. Auch hier war wieder ein „Impuls von außen“ notwendig: Inspiriert vom Besuch des Cohousing-Experten Charles Durrett, der die Wichtigkeit gemeinschaftlichen Kochens für Cohousing noch einmal betonte, wurde ein neuerlicher Versuch der Umsetzung unternommen. Hilfreich sei nach einem Workshop-Teilnehmer die „take it or leave it“ - Mentalität, die Durrett ihnen vermitteln konnte, gewesen:

„Und wir haben tatsächlich Hilfe gebraucht von einem Amerikaner. Das war klassisch: mit seiner ‚take it or leave it‘-Mentalität hat er uns wirklich vor den Kopf gestoßen. Wir Europäer, die immer alle einschließen wollen, und [meinen]: ‚Na, wenn du nicht kochen kannst, machen wir für dich eine Ausnahme... Was, du kannst nur am Dienstag essen, na dann...‘ Bei uns scheiterte es immer an den vielen Ausnahmen und dem Inklusionsstreben. Und der pragmatische Ansatz funktionierte dann letztlich auch.“ (AW)

Der neue Versuch gemeinschaftlich zu kochen gestaltete sich daher folgendermaßen: kein aufwändiges Kochen, Essen „so wie halt daheim auch“ mit nur „einem Teller am Tisch und nicht 27 Gänge“ (IK), zwei verschiedene Zeiten (Mo/Mi finden die Essen um 19:00 und Di/Do um 18:00 statt), die Möglichkeit, Essen aufzuheben für Personen, die später kommen und ein einfaches Abrechnungssystem.

Dieser „Paradigmenwechsel“ (L1) verlief jedoch nicht immer ganz friktionsfrei. So war ein Grundsatz, der Charles Durrett den Lebensraummitgliedern vermittelte, dass nur die Personen beim gemeinschaftlichen Essen teilnehmen können, die sich auch am gemeinschaftlichen Kochen beteiligen. Diese Regel wurde nicht von allen BewohnerInnen gutgeheißen (mit der Begründung geringer Kochkompetenz und vielfältiger anderer Aktivitäten für den Lebensraum). Dennoch wurde sie beibehalten, mit dem Argument, man könne ja, da immer Zweierteams kochen, beim Kochen auch Nebentätigkeiten übernehmen.

Die Kriterien für die gemeinschaftlichen Essen sind die vegetarische Zubereitung und Bio-Qualität zumindest der Hauptzutaten, auch Regionalität und Saisonalität sollten angestrebt werden. L1 schildert jedoch, dass es erlaubt sei diese Kriterien auch einmal nicht einzuhalten, etwa wenn die biologischen Produkte zu teuer seien oder man nicht die Zeit habe „in fünf verschiedene Geschäfte oder in einen Bioladen zu gehen“. Sollte dies (öfter) der Fall sein, werde dies jedoch schon bemerkt und diskutiert. Auch in Bezug auf Nahrungsmittelunverträglichkeiten gibt es die Möglichkeit, diese in der Anmeldeliste für das Essen einzutragen. Doch auch hier sind die KöchInnen nicht verpflichtet darauf Rücksicht zu nehmen (L1 tue das nur, wenn sie „den Nerv dazu habe“).

Rund um das gemeinschaftliche Essen entwickelten sich im Laufe der Zeit bestimmte Regelungen um die teilnehmenden Kinder mehr zur Ruhe zu bringen und einen „Bahnhofs-Resti-Groove“ (L1) zu vermeiden: der pünktliche Start des Essens, das Bilden eines Kreises mit der Bekanntgabe des heutigen Gerichts sowie die Abmachung mit den Kindern mindestens 15 Minuten lang am Tisch sitzen zu bleiben (erst dann darf gespielt werden) und dabei nicht zu laut zu sein, damit Gespräche möglich sind.

„Die Kochgruppe ist ziemlich stabil, seit sich die Erkenntnis durchgesetzt hat, dass man einfache und klare Spielregeln dafür braucht.“ (AW) Inzwischen kocht eine Gruppe von 20-25 BewohnerInnen regelmäßig seit 2008. Wohl auch wegen der notwendigen Kompromisse nehmen, laut einem Workshopteilnehmer, jedoch nur etwa die Hälfte der BewohnerInnen daran teil. Ausge-

stiegen aus dem gemeinschaftlichen Essen seien nach L1 BewohnerInnen mit „ganz speziellen Diäten“, bestimmten Essgewohnheiten (kein üppiges oder gar kein Essen am Abend), speziellen Bedürfnissen der Kinder (wobei der Umgang mit diesem vom Erziehungsstil abhängig ist) oder mit einem Ruhebedürfnis am Abend.

Es kochen meist zwei Personen, die Teil einer jedes halbe Jahr neu fixierten Gruppe sind. Die Angaben der durchschnittlichen Häufigkeit der Kochreihenfolgen/Person schwanken zwischen einmal alle zwei und einmal alle vier Wochen. Der/die Kochende trägt auf einer Liste ein, was gekocht wird (so haben Mitessende auch die Möglichkeit sich von der Teilnahme wieder abzumelden, wenn sie das Essen nicht mögen).

Es sollten von jedem/r Kochenden 2-3 Euro pro Kopf für Lebensmittel ausgegeben werden. Dieses System war anfangs komplizierter: damals wurden die Lebensmittelkosten nach jedem Kochen einzeln abgerechnet. Zusätzlich wurde ein Punktesystem eingeführt, das berücksichtigt, wie viele Portionen gekocht werden müssen. So sind bei den Essen am Dienstag und Donnerstag regelmäßig mehr Teilnehmende als am Mittwoch und Montag; für das Kochen an diesen Tagen erhält man daher auch mehr Punkte. Am Ende jedes „Zyklus“ übernimmt man Plus- oder Minuspunkte für den nächsten Zyklus. Ein Grund für die Einführung dieses Systems waren die je nach Wochentag unterschiedlich großen Essgruppen sowie der Wunsch einiger Mitglieder nur an zwei Tagen pro Woche an den Essen teilzunehmen bzw. lieber an Tagen kochen zu wollen, an denen das Essen erst um 19:00 fertig sein muss. Um diese Ungleichgewichte auszugleichen und eine flexiblere Möglichkeit der Teilnahme an den Essen zu ermöglichen wurde dieses Punktesystem eingeführt.

Hilfreich waren bei der Umsetzung des gemeinschaftlichen Kochens Vorerfahrungen einiger Mitglieder beim Kochen für Großgruppen, Rezepte im Internet, bei denen die angezeigte Menge der Zutaten auf die eingegebene Personenzahl abgestimmt werden kann sowie Listen, auf denen vermerkt war, wie viel Getreide oder Nudeln man ungefähr für eine Portion benötigt. Inzwischen habe sich dieses Wissen routinisiert.

Laut IK ist das Kochen „ein schöner Motor für Gemeinschaftsbildung“, man „kriegt mehr voneinander mit“ und es sei eine „tolle Erleichterung“ nach der Arbeit entspannt essen zu können. L1 betont die positiven Auswirkungen auf die Kommunikation im Lebensraum: durch den regelmäßigen Kontakt werde die Zugehörigkeit gefördert und Konflikte können leichter ausgeräumt bzw. ihr Entstehen verhindert werden, da man zu Menschen, die man mehrmals in der Woche treffe, eine „Grundbeziehung“ habe. Ohne die Institution des gemeinschaftlichen Kochens gäbe es, v.a. wenn man berufstätig sei, wenig Motivation abends noch einmal die Wohnung zu verlassen. Der Gesprächs- und Abstimmungsbedarf sei allerdings nicht weniger geworden, auch weil nie alle Mitglieder beim Essen anwesend seien. In einer Studie von Millonig et al. (2010) wurde ebenso festgestellt, dass die teilnehmenden BewohnerInnen das gemeinschaftliche Kochen als sehr wichtig für die Gemeinschaftsbildung sowie als Entlastung empfinden.

### BOX 6: Kochen & Gemeinschaft: Kontinuierliche Umformung des Praktik für die Gemeinschaft

Eine Gemeinschaftsküche war immer Teil des Bauplans. Trotzdem war es nicht einfach für die Bewohner des Projektes das gemeinsame Kochen und Essen einzuführen. Die Bedeutung der Alltagspraktik musste mit der Zeit verändert werden, um von einer „Restaurant-Küche“ zu einer „Familien-Küche“ zu werden. Der Anspruch an aufwändige Mahlzeiten wurde mit der Zeit reduziert und damit eher den vorhandenen Kompetenzen der BewohnerInnen gerecht. Diese Umformung der Praktik brauchte Zeit, nicht nur um auf ein gemeinsames Verständnis und Handeln zu kommen, aber auch um den unterschiedlichen Rhythmen und Bedürfnissen der BewohnerInnen gerecht zu werden. Die Veränderung kann als das Experimentieren mit der Praktik „Gemeinschaftliches Kochen und Essen“ interpretiert werden, das in eine Form mündet, die für einen großen Teil der Gruppe auf Dauer praktikabel ist. Dabei spielt der Anstoß durch einen Außenstehenden im Sinne des Reflektierens der Vorgehensweise eine wichtige Rolle. Das gemeinsame Kochen und Essen wurde mit der Zeit zum Symbol der Gemeinschaft. Eine gemeinsame Nutzung der Küche ist wichtig, um „intakte Beziehungen“ leben zu können. Die Verbindung dieser Praktiken des gemeinsamen Lebens, Kochens und Essens hat die kontinuierliche Umformung der Praktiken vorangetrieben und fokussiert.

Ebenfalls als erfolgreich wird die **Food-Coop** beschrieben (Gründung im Herbst 2011; „ziemlicher Meilenstein“, ein „absolutes Erfolgsprojekt“ (AW)). Hier war der ausschlaggebende Impuls der Einzug einer neuen Familie, die schon vorher in einer Food-Coop aktiv war, und die einen „Anfangsdrive“ (IK) mitgebracht hat, der „so wichtig ist bei diesen Dingen“. Daraus hat sich eine Arbeitsgruppe gegründet. Nach L1 bzw. verschiedenen WorkshopteilnehmerInnen waren die Motivationen die Food-Coop zu gründen die Möglichkeit des Bezugs von biologischen und regionalen Lebensmitteln, aus dem „gewinnorientierten Verkaufen auszusteigen“ und eine leichtere Verfügbarkeit der Nahrungsmittel für die Lebensraum-BewohnerInnen zu gewährleisten. Als ein Grund für den Erfolg der Food-Coop wird daher auch angegeben, dass die Nahrungsbesorgung (insbesondere nachhaltige Produkte) immer mit Autofahrten verbunden bzw. in der Umgebung gar nicht abzudecken sei: Das „zipft die Leute an mit der Zeit, vor allem, wenn du kleine Kinder hast“ (IK).

Durch die Suche nach BiobäuerInnen und LieferantInnen in der Umgebung konnten auch viele neue Kontakte in der Umgebung geknüpft werden. Weiters nehmen an der Food-Coop auch Personen aus der Nachbarsiedlung teil.

Im Laufe der Zeit sind immer mehr Produkte dazu gekommen. Anfangs waren es nur Trockenprodukte, inzwischen gibt es auch gekühlte Produkte, wie z.B. Milch und Eier, die über Bersta, einem Großhändler für landwirtschaftliche Erzeugnisse, bezogen werden. Alle Produkte sind regional, allerdings nicht der Kaffee und das Olivenöl, die über eine Kooperative und in Bioqualität geliefert werden. Die Angebotspalette der Food-Coop ist inzwischen relativ umfangreich und es sei „ganz viel abgedeckt so mit Alltagsernährung“ (IK). Nach L1 wird die Produktpalette auch immer wieder experimentell erweitert, so wurden zeitweise auch selbstgemachte Taschen oder Kekse angeboten.

Der nicht genutzte Vorratsraum der Küche wurde als Lager verwendet. Jedes Produkt im Sortiment hat einen „Paten“, der für die regelmäßige Nachbestellung verantwortlich ist und es mit Preisen versieht (nach L1 hat fast jeder Haushalt so eine Patenschaft). NutzerInnen nehmen sich die Produkte eigenständig aus dem Lagerraum und tragen den Preis dafür in eine eigene Liste ein. Der eigene Kontostand muss individuell errechnet werden. IK ist für die gesamte Buchhaltung zuständig und macht einmal im Jahr Inventur.

2015 war der Schwund an nicht bezahlten Lebensmitteln (der immer vorhanden, aber bisher sehr gering war) etwas größer als die Jahre zuvor. Das sehr einfache Abrechnungssystem bringt mit sich, dass es „keine wirklichen Kontrollmöglichkeiten“ gebe. Laut einem Workshopteilnehmer sei das auch ein „Allmendeproblem“: es gebe wenig Sanktionsmöglichkeiten und die „Kohäsion in der Gruppe“ sei nicht stark genug, um „wirklich immer verantwortungsvoll zu bleiben“. Um diesen immer wieder auftretenden Schwund abzudecken zahlt jede erwachsene Person zwei Euro pro Monat „Regiebeitrag“. Der von einer Person aufgebrachte Wunsch statt dessen einen Aufschlag auf die Preise der Lebensmittel zu zahlen wurde mit der Begründung, dass dadurch viel Einkaufende mehr belastet würden, abgelehnt (L1).

Im Fokus der Food-Coop steht nicht, wie in anderen Food-Coops üblich, die Versorgung mit biologisch produziertem Gemüse und Obst: diese wird über den benachbarten **Biohof „GELA Ochsenherz“** abgedeckt, dessen Lieferungen viele Mitglieder des Lebensraums in Anspruch nehmen. L1 erwähnt im Interview, dass einige Mitglieder aufgrund persönlicher Beziehungen zum ebenfalls im Lebensraum lebenden Besitzer des Biohofs von dort auch manchmal übrig gebliebenes Gemüse beziehen können. Der Biohof ist ein CSA-Betrieb (Community Supported Agriculture), bei dem nicht wie üblich einzelne Produkte, sondern Ernteanteile (die je nach Ernteertrag in ihrem Umfang leicht variieren können) erworben werden, was den Landwirten mehr Planungssicherheit gibt und eine solidarische Beziehung zwischen KonsumentInnen und ProduzentInnen ermöglicht. Das Gemüse und Obst, insgesamt 20 Ernteanteile, wird zum Eingang des Lebensraums geliefert, die teilnehmenden BewohnerInnen (nach L1 ca. Drittel bis die Hälfte aller Mitglieder, wobei hier zusätzlich Personen aus benachbarten Siedlungen teilnehmen) können sich ihren Anteil dann von dort holen.

Die Möglichkeit, Gemüse über GELA zu beziehen, hat auch Auswirkungen auf die Überlegungen bezüglich **gemeinschaftlicher Gemüseproduktion** (diese wird bisher vorwiegend individuell organisiert). So gebe es nach einem Workshopteilnehmer im Lebensraum eine Diskussion zwischen den Befürwortern von „Subsistenz und Selbstversorgung“ und denen, denen, die eine „gesellschaftliche Arbeitsteilung angenehm finden“. Die zweite Position vertritt ein Interviewter, der das gelieferte „hochwertigste Gemüse“ sehr schätzt, dessen Vielfalt und Qualität bei selbstorganisiertem Anbau schwer erreichbar wäre, auch weil dieser viel zu zeitintensiv wäre.

Außerdem sei die Lieferung keine Umweltbelastung und man könne durch seinen finanziellen Beitrag eine „extrem unterstützenswerte Form der Landwirtschaft“ fördern.

Doch auch zeitlicher „Ressourcenmangel“ und die Tatsache, dass die einmal festgelegten Spielregeln – jede/r hat anfangs ein Beet von 25 m<sup>2</sup> zugeteilt bekommen (wobei die Beetgrößen inzwischen je nach Interesse am Gärtnern flexibel festgelegt werden um Brachflächen zu vermeiden) – nun nicht mehr so einfach zu ändern seien, haben dazu geführt, dass Gemüse und Obst nicht gemeinschaftlich angebaut werden.

Teilweise ebenfalls aus einem Subsistenzgedanken heraus, aber auch aufgrund mangelnden Angebots von guten Bäckereien, wurde zwei Jahre lang von zwei Frauen für die Gemeinschaft **Brot gebacken**. Wegen Zeitmangels aufgrund der Berufstätigkeit und eines neuen Kindes wurde damit jedoch wieder aufgehört.



Abbildung 5: Gemüsegarten (Credits: Michaela Leitner)

Es gibt eine Arbeitsgruppe, die sich mit der Schaffung eines **Hühnerstalls** befasst hat (10-12 Hühner). Dieser musste aufgrund nachbarschaftlicher Beschwerden wegen Lärms verlegt werden. Um den Hühnerstall zu betreiben, war der Erwerb von neuem Wissen notwendig (Aufzucht von Küken, Hühner zum Brüten bringen usw.). Am Hühnerstall ist die ideologische Heterogenität der BewohnerInnen und der Umgang damit erkennbar: Die ursprüngliche Gruppe wollte die Hühner als Nutztiere halten, später hinzu kommende Mitglieder waren aber gegen eine Schlachtung. Daher gibt es jetzt zwei verschiedene Hühnerhaltungen, eine ist eine Nutzhühnerhaltung, bei der auch geschlachtet wird, die andere ist ein Gehege für Hühner, die keinen „Nutzen“ mehr haben. Diese legen wegen der guten Behandlung immer noch Eier und „Unmögliches“ (AW), wie drei Hähne in einem Gehege zu halten, sei hier möglich. Die Verteilung der Eier hat sich im Laufe der Zeit verändert: während zuvor die Person, die die Eier sammelte, diese auch behalten durfte, werden diese nun auf alle am „Hühnerdienst“ beteiligten Haushalte aufgeteilt. So entstehe nach L1 nun kein Überschuss mehr und man bekommt so jede Woche frische Eier.

Weniger gut funktioniert die **Streuobstwiese** (nach IK ein „Sorgenkind“), da die Bäume aufgrund mangelnder Pflege kaum wachsen. Im Workshop wird das v.a. auf mangelnde Zeit und Interesse der BewohnerInnen zurückgeführt. Die Pflege der Bäume ist individuell zu organisieren, die Erträge sind ebenso privat. Das Interesse dahinter waren aber weniger die Erträge, sondern eher zu sehen wie der Baum wächst – „in Wirklichkeit kaufen wir unser Obst im Geschäft so wie jeder andere auch“ (IK).

Nicht realisiert, aber als Idee geäußert, wurden eine Kräuterspirale, das Bierbrauen, eine Schnapsbrennerei und ein Erdkeller. Letzter wurde nicht realisiert, da sie laut IK „zu wenig Agrikultur“ haben, sie „garteln“ höchstens ein bisschen und haben daher auch keine Notwendigkeit für die Lagerung von Lebensmitteln.

#### BOX 7: Umformungen von Alltagspraktiken anstatt eines Austauschs

Es hat sich schon recht früh abgezeichnet, dass der eigene Anbau von Gemüse und Obst eine Nebenrolle im Projekt spielt und der Einkauf von regionalen und biologischen Produkten einen größeren Stellenwert hat (i.e. gesellschaftliche Arbeitsteilung statt Selbstversorgung). Anstatt eines Wechsels vom Einkauf zum Anbau von Lebensmitteln (Substituting), kommt es zu einer multidimensionalen Umformung des Einkaufs (Re-crafting). Diese multidimensionale Umformung geschieht auf verschiedene Art und Weise: Bezug von Lebensmitteln über die Food-Coop und einen benachbarten Biohof, aber auch die eigene Haltung von Hühnern und individuelles Gärtner. Die Bewohner experimentieren mit verschiedenen alternativen Alltagspraktiken und versuchen sie miteinander zu verbinden. Hier gibt es keinen bewussten Plan, sondern die Verbindung der Praktiken entsteht dadurch, dass es Freiräume gibt diese verschiedenen Praktiken auszuleben. Wie umfangreich diese sind, hängt auch vom Engagement und den zeitlichen Ressourcen sowie Kompetenzen einzelner Personen ab (z.B. Brotbacken für die Gemeinschaft, Baumpflege). Die Heterogenität der BewohnerInnen des Dorfes macht es schwieriger für das Projekt, gemeinsame Regelungen zu finden, dennoch können auch verschiedene alternative Praktiken gelebt werden (s. zwei Hühnerställe).

### 4.3 Mobilität

Im Bereich der Mobilität wurde im Interview und im Analyseworkshop von folgenden Aktivitäten berichtet:

- Versuch, Car-Sharing zu installieren (anfangs und nach 5 Jahren), konnte aber nicht institutionalisiert werden
- Versuch, einen Lebensraum-Shuttle-Bus zu installieren
- Aber: informelles, selbstorganisiertes Car-Sharing
- Lastenfahrräder (im Privatbesitz, können ausgeborgt werden)

In Bezug auf die nachhaltige Gestaltung von Mobilität wird die prinzipielle Problematik der **Lage** des Lebensraums (öffentliche Verkehrsmittel sind 3,5 km entfernt, das direkt zum Lebensraum fahrende Anrufsammeltaxi fährt zu für den Zugangschluss ungünstigen Zeiten) erwähnt (s. dazu auch Kap. 3). Anfängliche Versuche, auf das Auto zu verzichten, wurden nach IK von den meisten Familien bald wieder aufgegeben. Dazu, was an Mobilität mit und ohne Auto möglich bzw. zu-

mutbar ist, scheint es jedoch verschiedene Haltungen zu geben: während IK betont, dass Einkäufe ohne Auto v.a. im Winter „sehr mühselig“ seien, würden jüngere BewohnerInnen mehr mit dem Rad fahren als ältere. Auch ein Workshop-Teilnehmer meint, dass man „90% des Jahres“ eigentlich kein Auto bräuchte.

Die Notwendigkeit des Autofahrens wird hingegen aus Sicht von WorkshopteilnehmerInnen aufgrund der Tatsache, dass viele Aktivitäten innerhalb des Lebensraums organisiert werden können, reduziert. Einerseits bezieht sich dies auf den sozialen Austausch: „Dort, wo das Gemeinsame intakt ist, sinkt das Bedürfnis nach Mobilität. Wo soll ich großartig hinfahren? Ist eh jede Woche ein Fest“, so ein Workshopteilnehmer. Es gebe weit mehr soziale Aktivitäten im Lebensraum als in einer typischen „Weinviertel-Kleinstgemeinde“. Anderseits bezieht sich dies auch auf konsumbezogene Praktiken: das Tauschregal, die Food-Coop und der Bezug von Gemüse über GELA machen einige konsumbezogene Autofahrten überflüssig.



Abbildung 6: Blick vom Eingang auf den Parkplatz (Credits: Michaela Leitner)

Von Beginn an gab es im Lebensraum verschiedene **Versuche, nachhaltige Mobilität zu fördern**: Recherchen nach möglichen Modellen des Car-Sharings, Gründung einer Arbeitsgruppe und der konkrete Versuch einen Shuttle-Bus zu installieren. Trotz zweier Anläufe konnte jedoch keine Lösung gefunden werden. Den Interviewten zufolge gab es dafür mehrere Gründe. Zum einen waren das unterschiedliche Arbeitszeiten, die die Koordination untereinander erschwert haben und zum anderen das Transportgewerberecht, das die Einführung eines Shuttlebusses verhindert hat. Für diese wurde sogar ein Verein gegründet, die meisten Vereinsmitglieder sind jedoch aufgrund der rechtlichen Unsicherheit wieder ausgestiegen. Mit der Gemeinde gab es Gespräche bezüglich einer Adaptierung der öffentlichen Verkehrsmittel, die sich hier jedoch als nicht zuständig sah. Bei einer solchen wäre aber auch die prinzipielle Schwierigkeit der Akzeptanz neuer öffentlicher Verkehrsangebote bei starker Autozentriertheit der Bevölkerung ein Hindernis.

Aus diesen Gründen hat sich ein **informelles Car-Sharing** entwickelt, das etwa für Eltern bezüglich des Transports von Kindern in Schule/Kindergarten bzw. für die Einsparung des Zweitautos neue Möglichkeiten bietet. Gegenseitiges Abholen oder Mitfahren zum/vom Bahnhof zum/vom Lebensraum sind ebenfalls immer wieder möglich. Organisiert wird diese Form von Car-Sharing telefonisch oder durch das Anklopfen an der Wohnungstür. Laut Millonig et al. (2010) nützen 16% der Befragten geteilte Autos, 30% bringen ihre Kinder über Fahrgemeinschaften in die Schule. Eine neuere Entwicklung ist das Anschaffen von neuen Autos, die dann von bestimmten Familien gemeinsam genutzt werden. Aus Sicht eines Workshopteilnehmers nimmt das Interesse an Car-Sharing in letzter Zeit wieder zu. Er sieht auch Ähnlichkeiten zu anderen gemeinschaftlichen Projekten:

„Na, ich habe fast das Gefühl, das ist so ein symptomatisches Beispiel dafür, dass man (...), so wie bei der Kochgruppe, versucht, alles so zu erwischen in einem Thema und es wird dann plötzlich... es geht nicht, irgendwo geht es sich nicht aus. So wie beim Kochen versuchte man zuerst, alles unter einen Hut zu bringen und irgendwo geht es sich dann nicht aus. Und: Irgendwo beginnt dann eine kleine Zelle von sich aus zu wachsen und jetzt gibt es plötzlich ein zweites Carsharing-Auto. Und das offensichtlich, weil der Bedarf da ist.“ (AW)

Die von zwei Familien privat angeschafften **Lastenfahrräder** können ausgeborgt werden und werden regelmäßig für den Transport mehrerer Kinder in den Kindergarten genutzt. Unterstützend wäre im Bereich Mobilität ein **Fahrradweg**, der inzwischen in Planung ist, was aber aufgrund der Notwendigkeit des Kaufs des dafür notwendigen Lands von verschiedenen BesitzerInnen durch die Gemeinde lang gedauert habe.

#### BOX 8: Umformung des Autofahrens: Verzicht auf Autos ist schwierig

Im Cohousing-Projekt kommt es zu mehreren Versuchen, das Autofahren so umzuformen, dass es nachhaltiger umgesetzt werden kann. Ein offizielles Car-Sharing oder ein Shuttle-Bus für das Projekt kommen aus verschiedenen Gründen nicht zustande (i.e. multidimensionale Umformung des Autofahrens). Zum einen spielt eine Rolle, dass die Erwerbstätigkeit ausschließlich an anderen Orten stattfindet und sehr individualisiert organisiert ist. Bei Aktivitäten, die zeitlich koordiniert werden können (z.B. Transport der Kinder zum Kindergarten oder der Schule) fällt es dagegen einfacher, zu gemeinsamen Lösungen zu kommen. Zum anderen sind alternative Mobilitätsstrukturen wie die Einrichtung eines Shuttlebusses oder der Bau von Fahrradwegen stark von anderen AkteurInnen abhängig (rechtliche Bestimmungen, finanzielle Mittel) und können nicht alleine umgesetzt werden. Evtl. können neue Impulse dadurch entstehen, dass in anderen Cohousing-Projekten inzwischen die rechtlichen Hürden für die Einrichtung eines Shuttlebuses überwunden werden konnten. Auch bei dieser Praktik kann – ähnlich wie beim Kochen - beobachtet werden, dass von einer aufwändigeren Lösung (Einrichten eines externen Car-Sharings oder eines Shuttlebuses) zu einer weniger aufwändigen, flexibleren Lösung (informelles Car-Sharing) übergegangen wird, die besser den Ansprüchen und Bedürfnissen der BewohnerInnen entspricht.

Es wird versucht Wege zu vermeiden, indem gemeinsame Freizeitaktivitäten oder Arbeitsmöglichkeiten vor Ort organisiert werden (Interlocking von Alltagspraktiken). Das Einrichten eines Volleyballplatzes wird stärker als Förderung der Gemeinschaft angesehen und weniger als Vermeidung des Autofahrens, ebenso wird die Lieferung der Lebensmittel nicht unbedingt mit der Reduktion von Mobilität in Verbindung gebracht.

## 5. Zusammenfassung Herausforderungen und fördernde Faktoren

In Bezug auf die **Entwicklungsphasen der Initiative als Ganzes** sind als besonders **erfolgreich empfundene Aspekte** folgende zu nennen: Realisierung eines ökologisch innovativen Baus bzw. einer sozial innovativen Gemeinschaft (Pionierprojekt in Österreich), Schaffung einer heterogenen Gemeinschaft, die jedoch immer wieder gemeinsame Lösungen findet und (auch regelmäßige) Aktivitäten verwirklicht (z.B. Etablierung des gemeinschaftlichen Kochens), Fertigstellung des Projekts trotz vieler rechtlicher, finanzieller und gruppendifferenzierter Hürden, Schaffung eines Orts des Austauschs und des Lernens für andere Projekte (z.B. Abhaltung des Austrotopia-Festivals) sowie die inzwischen große Nachfrage nach frei werdenden Wohnungen, bedingt durch die sehr umfangreiche Berichterstattung in den Medien. Während es im Bereich der Mobilität nur wenige als erfolgreich zu bezeichnende Maßnahmen gibt, werden im Bereich Ernährung vor allem die Food-Coop und das gemeinschaftliche Kochen als „Erfolgsgeschichte“ genannt (zweites war insbesondere für die Gemeinschaftsentwicklung wichtig).

**Herausforderungen**<sup>2</sup> bei der Entwicklung des Lebensraums sind ebenfalls mehrere zu nennen. Zum einen ist dies die oben beschriebenen **rechtlichen Rahmenbedingungen** der niederösterreichischen Wohnbauförderung, die auf mehreren Ebenen für Cohousing-Projekte nicht gut geeignet ist. So erlaubt sie Vereinen nicht mehr (wie dies früher der Fall war) Förderung zu beantragen und zwingt sie zur Wahl einer Genossenschaft als Bauträger. Damit zusammenhängend ist auch die Frage des Eigentums zu sehen, da gemeinschaftlicher Besitz im derzeitigen Rechtssystem nicht möglich ist (anders als z.B. in Dänemark). Auch das Gründen einer eigenen, auf Cohousing-Projekte spezialisierten Genossenschaft sei in Österreich nach einem Workshopteilnehmer sehr schwierig (dennoch wird zur Zeit eine solche Genossenschaft, die WoGen, gegründet). Weiters wird in Millonig et al. (2010) erwähnt, dass die Gemeinschaftsbereiche von der Förderung nicht ausreichend abgedeckt werden (in Wien gibt es den „Umweg“ über die Heimförderung). Trotz dieser Nachteile wird die Wohnbauförderung von einer Workshopteilnehmerin als prinzipiell positiv wahrgenommen, da ohne diese der Einzug für viele BewohnerInnen nicht leistbar gewesen wäre.

Doch auch beim Versuch, Mobilität nachhaltiger zu organisieren, werden u.a. rechtliche Hindernisse genannt (Transportgewerberecht, Besitzverhältnisse bei der Errichtung eines Fahrradweges, s. Kap. 3).

Die Zeit vor dem Einzug war von hohem **Zeitdruck** geprägt: wegen organisatorischer Herausforderungen, wegen der innovativen Natur des Wohnbaus (die hohe Ansprüche an die in den

---

<sup>2</sup> Siehe auch die ausführliche Darstellung von Herausforderungen und möglichen Lösungsansätzen in Millonig et al. (2010).

Bau involvierten Firmen stellte), aber auch wegen der Schwierigkeiten des Findens von neuen MieterInnen (aufgrund der Größe des Projekts, der hohen Fluktuation und der noch nicht so großen Bekanntheit des Cohousing-Konzepts). Die dadurch entstehenden Verzögerungen wurden als belastend erlebt.

Die hohe **Fluktuation** in der Anfangsphase des Projekts ist zum Teil durch diese Schwierigkeiten zu erklären, aber ebenso durch einen „Selbstreinigungsprozess“ bzw. „Erwartungsabgleich“. So seien oft Personen mit falschen Erwartungen eingezogen: Gemeinschaftliches Leben ist/war nicht allen BewohnerInnen des Lebensraums ein wichtiges Anliegen. Dafür gibt es mehrere Gründe: die Dringlichkeit der Suche nach MieterInnen kurz vor dem Einzug, die definitive Klärung des erwarteten Engagements in der Gemeinschaft erst fünf Jahre nach dem Einzug (Lebensraum-Commitment, s. oben) und die Tatsache, dass die Genossenschaft eine/n MieterIn nicht aufgrund mangelnden Interesses an Cohousing abweisen darf. Inzwischen seien die InteressentInnen jedoch informierter als früher (etwa über Presseberichte, Newsletter), außerdem gibt es jetzt einen Begleitprozess beim Einzug (Teilnahme an den Essen, Führungen, Fragebeantwortung). Die hohe Fluktuation hat ein immer wieder ein erneutes „Kennenlernen“ notwendig gemacht, was vor allem anfangs die Bildung von Strukturen erschwerte. Sie hat jedoch auch einen entscheidenden Vorteil: durch sie kommen durch neu Einziehende immer wieder neue Impulse in den Lebensraum, in Form von zusätzlicher Motivation und Kompetenz (dies war z.B. bei der Entwicklung der Food-Coop und dem Versuch, das Car-Sharing erneut zu einzuführen der Fall). Somit kann Fluktuation auch hilfreich sein für die Entstehung neuer Ideen und Projekte. Zusätzlich sind Impulse von „außen“, wie etwa Besuche von Cohousing- und Windradbau-ExpertInnen oder die Aneignung von Wissen zu Cohousing, sehr wichtige Inspirations- und Motivationsquellen (s. das gemeinschaftliche Kochen).

Die teilweise **Heterogenität** der BewohnerInnen führt dazu, dass der Lebensraum „keinen klaren ideologischen Fokus“ habe: so gibt es, wie oben geschildert, verschiedene Haltungen zum Umgang mit Tierhaltung, zum Veganismus und zur Wichtigkeit gemeinschaftlichen Lebens. Das „Aushalten von Ambiguität“ sei daher ein „konstituierender Bestandteil“ des Lebensraums (AW). Dieses „Aushalten“ ist das Ergebnis eines längeren Entwicklungsprozesses:

„Da, wo wir heute sind, das war doch ein gewisser Weg. (...) Weil die Ursprungsvorstellung war schon als eine homogene Gemeinschaft im wahrsten Sinne des Wortes dazustehen, oder sich zu formieren. Also wo das ‚Ich‘ sozusagen weitgehend im ‚Wir‘ aufgeht. (...) [Das hat] „schon immer wieder viele Diskussionen und Konflikte ausgelöst, der Versuch dieser Gleichschaltung (...), alles was da ist, gleichmäßig zu verteilen, alle Aufgaben, gleich viel zu tun... Diese Individualität in ein uniformes Ganzes zu bringen, war schon ein gewisser Ansatz ursprünglich. Das war für einige eine unlösbare Verantwortung, dass das in Wahrheit nicht möglich ist. Ein schöner großer Blumenstrauß ist nur schön, wenn er bunt ist. Wir reden auch immer wieder von Vielfalt, Diversität und so weiter. (...) Und ich glaube, dass das heutige Funktionieren des Lebensraums damit zu tun hat, dass es gelungen ist, dass diese Unterschiedlichkeit – jeder steht in seinem Leben, jeder ist ein einzigartiges Wesen – dann doch auch angenommen werden kann. (...) Das war nicht immer klar und einfach.“ (AW)

Trotz des Zulassens verschiedener Lebensentwürfe sollte man nach einem Workshopteilnehmer dennoch nicht in den Lebensraum ziehen, wenn man sich „abschotten“ wolle. Das wäre „auch finanzieller Wahnsinn“, da man die Gemeinschaftsflächen mitzahle.

Da der Lebensraum in Österreich in architektonischer, ökologischer und sozialer Hinsicht ein **Pionierprojekt** ist, gab es in seiner Entwicklung verschiedene „Stolpersteine“, die derzeit neu gegründete Projekte aufgrund besser aufbereiteter Kompetenzen und Professionalisierung – sowohl hinsichtlich sozialer als auch (bau-)ökologischer Aspekte – besser vermeiden können. So wäre nach einem Workshop-Teilnehmer damals eine professionelle Begleitung bei der Planung und Durchführung hilfreich gewesen. Die heute in vielen Projekten verbreitete Entscheidungsfindungs- und Organisationsentwicklungsmethode der Soziokratie hätte ihnen auch geholfen, vor allem in der Planungsphase (s. weitere Vorschläge in Millonig et al. (2010)). Wie oben erwähnt, kamen durch die Fluktuation der BewohnerInnen immer wieder neue Kompetenzen in den Lebensraum. Die Vielfalt der Kompetenzen im Lebensraum sowie die schrittweise Aneignung von Kompetenzen (etwa zur Wartung der technischen Anlagen) stellte sich als unterstützender Faktor heraus.

Beim Car-Sharing und beim gemeinsamen Kochen zeigt sich die Herausforderung, die **individuellen Tagesrhythmen, Präferenzen und Bedürfnisse** der BewohnerInnen unter einen Hut zu bringen. Unterstützend bzw. die Umsetzung erst ermöglichten waren hier: Die oben beschriebene „take it or leave it“ - Einstellung (also das Finden von Kompromissen ohne alle Bedürfnisse befriedigen zu wollen), die Reduktion der Ansprüche bzgl. der Organisation, der erforderlichen Kompetenz und des Zeitaufwands sowie die Vereinfachung der Abrechnungsarten (s. beim Kochen, der Waschküche, der Food-Coop). In bauökologischer Hinsicht waren solche Kompromisse notwendig, die nicht alle Mitglieder befürwortet haben.

#### BOX 9: Tagesrhythmen & Heterogenität

Im Co-housing Projekt Lebensraum wird versucht eine „Verbindung von Individualität und Gemeinschaftsleben“ bewusst zu leben. Immer in Gemeinschaft zu essen, kochen, waschen, usw. ist jedoch „zu radikal“ (und nur in der Selbstversorgung zu leben); außerdem erfüllt das „private“ Essen andere Bedürfnisse (z.B. nach Intimität oder nach bestimmten Lieblingsessen), die es einem auf Dauer ermöglichen, in der Gemeinschaft zu leben. Daher erlaubt man eine Vielfalt des nachhaltigen Lebens, die es z.T. erschwert, manche dominanten gesellschaftlichen Alltagspraktiken umzuwandeln (i.e. das Autofahren).

Die **Lage des Lebensraums** wirkt ambivalent. So ist sie in zweierlei Hinsicht unterstützend: einerseits aufgrund der Synergieeffekte mit dem nebenan liegenden Hof GELA Ochsenherz (s. Kap. 4), andererseits führt die wenig zentrale Lage des Lebensraums dazu, sich stärker lokale Lösungen der Nahrungsbesorgung zuzuwenden (Gründung einer Food-Coop, Brotbacken). In Bezug auf die Ermöglichung nachhaltiger Mobilität ist sie jedoch, neben den oben beschriebenen rechtlichen Hindernissen, ein Hemmnis. Die soziale Struktur des Lebensraums, die gemein-

schaftliche Aktivitäten sowie alternative Konsumformen (Tauschregal) ermöglicht, reduziert hingegen nach WorkshopteilnehmerInnen die notwendige Mobilität.

Wie die oben beschriebene Entstehungsgeschichte des Windrads und des Kochens illustriert, ist für die **Umsetzung von Ideen** mehreres wichtig: der „Impuls von außen“, der notwendige „Energieüberschuss“ einzelner Mitglieder und die unterstützende Tatsache, dass in einem Projekt wie dem Lebensraum „viele Ressourcen zur Verfügung stehen und viele Leute Informationen sammeln“ (AW), also Kompetenzen kollektiv aufgebaut werden. Im Kontext eines Einfamilienhauses sei dies nicht möglich. Die Motivationen Ideen umzusetzen können sehr unterschiedlich sein und deren Umsetzung funktioniert auch oft nicht von Anfang an, es gebe „überall einen Einschleifprozess“ (s. Kap. 4).